



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Eine Kohlenoxydgasvergiftung im Altertum. Graf York ist in Kalgan das Opfer der Unvorsichtigkeit seiner Soldaten geworden. Ganz ebenso wäre es beinahe dem Kaiser Julian im Kriege gegen die Germanen ergangen, als er (357—358) in Paris überwinterte. Was an seinem Bericht darüber im Mispogon interessant ist, werden die Leser selbst herausfinden; wir beschränken uns darauf, ihm mit einigen Kürzungen nachzuerzählen. Er stellt der Schwelgerei der Antiochener seine eigne abgehärtete, rauhe und enthaltsame Lebensweise gegenüber und erwähnt u. a., daß er sich niemals infolge von Unmäßigkeit erbrochen habe; seit seiner Ernennung zum Cäsar habe er nur einmal Erbrechen gehabt, das sei aber nicht durch Überfüllung des Magens verursacht worden. Ich überwinterte, erzählt er, bei meiner lieben Luktia [so!], so nennen nämlich die Kelten die kleine Stadt der Pariser. Im Fluß liegt eine kleine ummauerte Insel, zu der von beiden Seiten hölzerne Brücken führen. Der Fluß behält Sommer und Winter so ziemlich dieselbe Höhe. Sein Wasser ist rein, schön zu sehen und angenehm zu trinken. Das Klima der Gegend ist milder, als man erwarten sollte, wegen der Nähe des Ozeans, heißt es, dessen Wasser wärmer sein soll als das süße Wasser; von ihm ist Paris nur 900 Stadien entfernt. Mag nun dieser oder ein anderer mir unbekannter Umstand die Ursache sein, Thatsache ist, daß die dortigen Leute gewöhnlich milde Winter haben. Es wächst bei ihnen guter Wein, und sogar Feigen ziehen sie, die sie im Winter mit Mänteln aus Stroh vor kalten Winden schützen. Gerade jener Winter aber war kälter als gewöhnlich. Der Strom trug große Eisblöcke, die wie phrygischer Marmor aussahen und sich übereinandertürmten, ja zuletzt sich anschlückten, eine passierbare Brücke zu bilden. Meine Wohnung mit einem der Öfen zu heizen, wie sie dort landesüblich sind, duldete ich nicht; unzivilisiert und unmenschlich, wie ich nun einmal bin, wollte ich mich daran gewöhnen, die Kälte zu ertragen. Da sie jedoch immer höher stieg, gestattete ich endlich den Dienern, mein Schlafzimmer zu heizen, aber aus Furcht, eine starke Heizung möchte die Feuchtigkeit aus den Mauern herausziehen, nur in der Weise, daß eine kleine Menge brennender Kohlen hereingebracht wurden. Doch auch diese wenigen Kohlen zogen Dünste aus den Mauern heraus, die mich einschlaferten. Der Kopf wurde mir schwer, ich fürchtete, zu ersticken, wurde hinausgetragen, und die Ärzte rieten mir, ein Brechmittel einzunehmen. So gab ich denn die Speisen, die ich bei mir hatte — es waren, beim Zeus, nicht viel —, von mir; sofort fühlte ich mich erleichtert, hatte eine gute Nacht und konnte am andern Tage thun, was ich wollte.



Litteratur

Bedeutungsentwicklung unsers Wortschazes. Auf Grund von Hermann Pauls Deutschem Wörterbuch in den Haupterscheinungen dargestellt von Oberschulrat Dr. Albert Baag. Jahr i. B., M. Schauenburg, 1901. XVI und 200 Seiten Groß-Oktav

Die Saat, die einst Rudolf Hildebrand in seiner begeisternden Schrift vom deutschen Sprachunterricht ausgestreut hat, ist herrlich aufgegangen. Nicht bloß in der Schule hat dieses bei vielen Lehrern wie ein Evangelium wirkende Buch (1. Auflage 1867, 5. Auflage 1896) einem lebensvollern, die Bildung von Herz und Kopf gleichmäßig fördernden Betriebe der Muttersprache Geltung verschafft, sondern auch vielen der Schule entwachsenen, die das Bedürfnis empfanden, über ihre Muttersprache nachzudenken, erst Sinn und Verständnis für die tiefe Poesie der

Sprache sowie für die Bedeutung der in ihr vorliegenden Urkunden deutschen Gemüts- und Geisteslebens erschlossen. Seit das sinnende Auge dieses Meisters nicht mehr in die Welt schaut und die Feder eines so rastlos thätigen Geistes keine seiner tief erquickenden Gaben mehr spendet, rühren sich die Hände freiwilliger Jünger und schaffen, daß es reichlich sprieße auf dem Boden, den jener Wegbereiter seinerzeit wie ein ganz neu entdecktes Land anbrach.

In die Reihe der Verufenen, die den Spuren Rudolf Hildebrands als eines zielweisenden Führers gefolgt sind, ist auch der Verfasser des angeführten hochwillkommenen Buches eingetreten. Er hat den erfolgreichen Versuch unternommen, durch die Betrachtung eines Gebietes, das für tieferes Eindringen in das Walten des Sprachgeistes besonders geeignet ist, nämlich der „Bedeutungsentwicklung unsers Wortschatzes“, das ewig wechselnde Leben der Wortseele zu schildern. Unter den vorhandenen wissenschaftlichen Vorarbeiten, denen sich eigne Sammlungen und Beobachtungen anschlossen, bot ihm in gewisser Vollständigkeit seines Lehrers Hermann Paul Deutsches Wörterbuch, worin der Wortschatz verzeichnet ist, soweit er für das Auftreten in der Litteratur eine bemerkenswerte Bedeutungsverschiebung aufweist, ausreichenden Stoff, um zahllose Einzelheiten zu geistvollen Betrachtungen zu verknüpfen. Dem bedeutenden Buche desselben Gelehrten „Prinzipien der Sprachwissenschaft“ hat er die Kategorien für seine Darstellung entnommen. Bietet uns ein historisches Wörterbuch nur in kleinen Ausschnitten Einzelbilder des Sprachlebens, so fügen sich hier gleichsam Bilder und Bildchen zu einer Reihe farbenreicher Gemälde zusammen, die auch den mit den einzelnen Thatfachen vertrauten Leser mit Bewunderung vor dem Geschick des Verfassers erfüllen, der sich einer für wissenschaftliche Behandlung schon nicht leichten, für eine im guten Sinne populäre Darstellung zwar äußerst dankbaren, aber auch schwierigen Aufgabe, oft fast im Tone anmutiger, fesselnder Erzählung entledigt hat. Es ist eine ganz erstaunliche Fülle von Wörtern (nahezu tausend verzeichnet allein das Schlußregister), in deren wechselnden Bedeutungen der Verfasser eine aus der Sprache an sich redende Kultur- und Geistesgeschichte mit Geist und Geschmack geschrieben hat. In dem köstlichen Buche, dessen Inhalt und Betrachtungsweise sich vor allem die mit dem Unterricht im Deutschen betrauten Lehrer aneignen müßten, verspürt man einen Hauch des Geistes, der den Leser aus dem von Waag mit Recht als vorbildlich gepriesenen Hildebrandschen Buche so wohlthunend anweht. Trotz der planvollen Anlage zwingt das Buch nicht etwa zu systematischer Durcharbeitung Seite für Seite, läßt vielmehr ein gelegentliches Blättern und Raschen zu, durch das man sich zu angenehmem Spiel eigner Sprachbetrachtung kann anregen lassen.

Was das Äußere des übrigens gut ausgestatteten und billigen Buches betrifft, so möchte bei einer neuen Ausgabe doch wohl zu erwägen sein, ob nicht für die ungelehrten Leser, die sich der Verfasser ja vor allem auch wünscht, durch Beseitigung der an ein Gesetzbuch mahnenden Paragraphen und der so vornehm gelehrten, darum nichts weniger als einladenden Lateinschrift das Buch, dessen großmächtiges Format auch durch ein handlicheres ersetzt werden könnte, in seiner äußern Erscheinung gewinnen würde. Schon der schlicht sachliche Titel mit dem pedantisch schwerfälligen Zusatz läßt den Laien nicht ahnen, daß diese Schale einen auch für ihn so schmackhaften Kern birgt.

Sermonen des D. Horatius Flaccus. Deutsch von C. Vardt. Zweite, verbesserte Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1900. VIII und 242 Seiten

Wenn es eine wichtige Aufgabe des Philologen ist, zwischen der modernen Bildung und der antiken Kultur zu vermitteln, so hat der Verfasser dieser Übersetzung, der Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums in Berlin, einen besonders

glücklichen Griff gethan. Nach den auch von Wilamowitz ausgesprochenen Grundsätzen, die er in einem „Nachwort“ darlegt, hat er weder das Vermaß des Originals beibehalten noch überhaupt wörtlich übersezt, wie schon das Motto auf dem Titelblatt andeutet: „Willst du in Wahrheit treuer Dolmetsch sein, mußt du zuerst vom Wortdienst dich befreien“ (aus der *Ars poetica*, 183 f.). Er hat vielmehr den Hexameter fallen lassen und die „Sermonen“ (d. h. Unterhaltungen, Plaudereien), unter die er neben den „Satiren“ auch die poetischen „Briefe“ begreift, meist in leichte Reimverse zu fünf Hebungen übertragen, denn der Hexameter klingt im Deutschen viel zu pathetisch-feierlich, widerspricht also dem Tone dieser geistvollen, bald neckischen und komischen, bald ernstern und immer äußerst lebendigen Plaudereien durchaus. Wenn Bardt übersezt, so dichtet er nach; er geht darauf aus, nicht den Wortlaut wiederzugeben, sondern den Sinn und die Stimmung des Originals auszudrücken. Er erweitert deshalb den Wortlaut, ersetzt ein dem heutigen Leser wenig geläufiges Bild oder Beispiel durch ein andres, wendet unbekümmert um Anachronismen auch ganz moderne geflügelte Worte an. Aus den Versen Sat. I, 1, 96 ff. wird: „(Ummidius war) solch ein Filz, daß, wer ihn sah, vergaß, daß vor ihm stand der Herr der Millionen und nicht ein Lumpenfürst der Lazzaronen“; von einem Sänger I, 3, 6 ff. heißt es: „Und fiels ihm ein, so sang er sein Suchhe (Jo Bacche) vom großen bis zum zweigefirchten C“; aus dem Nüppchen des heute vergessenen Königs Evander I, 3, 90 f. wird „ein alter Krug, den schon Naufikaa zum Brunnen trug.“ In dem reizenden Stück Sat. II, 6, 14 f. verwandelt sich der Wunsch des Dichters, Merkur möge sein Vieh und alles, was er besitze, „fett“ machen, nur nicht das ingenium des Dichters, in den uns sofort verständlichen: „Korn laß gedeihn auf Fluren nah und fern, Stroh überall, nur nicht im Kopf des Herrn“; sehr poetisch gestaltet sich in Epp. II, 1, 156 das bekannte *Graecia capta ferum victorem cepit u. i. f.* zu einem allerliebsten Bildchen: „Hellas bezwungen zwang den stolzen Sieger; zahm vor der Schönen kniet der rauhe Krieger, und sie füllt Herz und Haus des armen Wilden mit ewger Schönheit göttlichen Gebilden.“ Solche Beispiele ließen sich ins Unendliche vermehren, doch schon diese wenigen werden eine Vorstellung von der Art dieser nachdichtenden Übersetzung geben. Von den einzelnen Stücken seien besonders hervorgehoben aus den Satiren: „Rettung“ (I, 9), die köstliche Szene auf der *Via sacra*, „Stadtmaus und Landmaus“ (II, 6), die beide auch E. Geibel in seinem Klassischen Liederbuch, aber in Hexameter übersezt hat, von den Episteln: an Mäcenat I, 7, besonders die anmutige Erzählung am Schlusse 46 ff., an meinen Gutsverwalter I, 14, an Quintius I, 16, mit der schönen Schilderung seines geliebten Sabinums, die bei Bardt mit den die Stimmung vorzüglich treffenden Worten beginnt: „Doch will ich plaudernd dir die Zeit vertreiben, glücklich dir mein kleines Heim beschreiben“ (für Vers 3: *Scribetur tibi forma loquaciter et situs agri*), „Meinem Büchlein auf den Weg“ I, 20, endlich „Der Dichter an den Kaiser“ II, 1. Möge diese Nachdichtung dem römischen Dichter, der als Lebensschilder und Lebensphilosoph nie veraltet, neue Freunde auch unter denen gewinnen, die ihr Latein längst vergessen haben.



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig